

# Achtsam

Endlichkeit – bewusst – leben: Im vierten und letzten Teil der Serie über das Hospiz im Werdenberg in Grabs widmen wir uns den Menschen, die die Sterbenden bis zu ihrem Tod und darüber hinaus würdevoll begleiten.

von Nadine Bantli

Sie werden gebraucht. Die Pflegefachfrauen, die Pflegeassistentinnen und die Experten der Palliative Care. Das spüre ich während meines Aufenthalts nicht nur selbst, sondern kann es auch aus den vielen Dankeskarten herauslesen, die das Hospiz im Werdenberg seit seiner Eröffnung im Dezember 2016 bekommen hat.

Das Hospiz-Team begleitet durchschnittlich einen Menschen pro Woche in den Tod – die Vorstellung davon, in seinem Berufsalltag ständig mit der Endlichkeit des Lebens konfrontiert zu werden, mag vielen unmöglich erscheinen. Es ist ein bewundernswerter, anspruchsvoller und fordernder Job. Trotzdem geben die Mitarbeitenden im Hospiz für jede neue Patientin und jeden neuen Patienten ihr Bestes, sind bei all ihren Tätigkeiten mit ganzem Herzen dabei und finden in jedem Moment stets die richtigen Worte.

## Kommunizieren auf jeder Ebene

Worte sind denn vielleicht auch der Schlüssel, der diese unglaublich beruhigende und angenehme Atmosphäre schafft, die im Hospiz herrscht. Denn ich persönlich merke schnell, was offene Kommunikation hier für eine wichtige Rolle spielt. Es wird von Anfang an kein Geheimnis daraus gemacht, dass schwerkranke, sterbende Menschen im Hospiz in Grabs einen Ort finden können, an dem sie sich auf ihre allerletzte Reise begeben. Der Tod ist allgegenwärtig, es wird über ihn gewitzelt, gesprochen, geflücht und gelacht. Aber er wird keinesfalls totgeschwiegen.

Kommunizieren müssen die Mitarbeitenden des Hospizes auf allen Ebenen, angefangen meist bei den Angehörigen. Denn wenn die Pflege im häuslichen Umfeld nicht gewährleistet werden kann und die palliative Pflege vom Akutspital nicht mehr benötigt wird – die Patientinnen und Patienten sozusagen «austherapiert» sind –, bietet das Hospiz eine Anschlusslösung für die Betroffenen und deren Familien. Trotzdem läuft nicht jeder Übertritt reibungslos. Und nicht immer liegt das an der Patientin oder dem Patienten.

## Im Gespräch mit Patienten

Ich habe während meiner Reportage über das Hospiz eine Einweisung miterlebt. Der Patient, ein älterer Herr, konnte sich nicht mehr richtig daran erinnern, wie er von Spital zu Spital überführt und schliesslich ins Hospiz gebracht wurde – schuld war seiner Ansicht nach aber auf jeden Fall seine Frau. Sie habe ihn nach 50 Jahren Ehe einfach abgeschoben. Das Hospiz-Team hat ihm einfühlsam erklärt, wer wirklich wie viel Schuld an was trägt. Und bereits nach kurzer Zeit hat sich der Herr dann auch bei mir über seine unbequemen Hausschuhe ausgelassen, die ihn plötzlich mehr beschäftigten als seine Einweisung.

Womit wir bereits beim Gespräch mit dem Patienten oder der Patientin wären: Das Hospiz-Team will einerseits erfahren, was für Geschichten die Menschen erzählen, die eingewiesen werden. Was sie erlebt haben, was sie ausmacht, was sie besonders prägt. Andererseits muss das Team sie auch manchmal über ihre eigene Diagnose aufklären – und ihnen klarmachen, dass das Hospiz die letzte Station für sie sein wird. Palliativ-Care-Experte Claus Maier formuliert das so: «Der Arzt wirft mit Fremdwörtern um sich und kann es nicht sagen, der Patient versteht nur die Hälfte und will es nicht hören. Am Ende verabschieden



Kommunikation als Schlüssel: Pflegefachfrau Claudia Eder übergibt die Nachtschicht an Stationsleiter Stefan Sperr.

Bild Nadine Bantli

sich beide mit einem Lächeln und sind der Meinung, soeben ein gutes Gespräch geführt zu haben.»

## Zwischen Nähe und Distanz

Gerade deshalb muss das Hospiz-Team in sehr kurzer Zeit ein Vertrauensverhältnis zu den Patienten aufbauen. Ebendiese schwierigen, psychisch belastenden Themen müssen angesprochen werden können. Auch, was die Bedürfnisse der Patienten beim oder nach dem Sterben angeht. Hier müssen persönliche Meinungen der Mitarbeitenden, was beispielsweise kulturelle, politische oder religiöse Ansichten betrifft, in den Hintergrund rücken. Maier dazu: «Das ist manchmal anspruchsvoll. Aber wir müssen immer im Interesse des Patienten handeln und uns fragen, woher die Motivation kommt, etwas machen zu wollen. Dann gilt es zu lernen, bestimmte Situationen auszuhalten und vielleicht auch einfach mal nichts zu tun.»

Im Gegensatz dazu fordern manche Patienten auch eine härtere Seite der Mitarbeitenden. Nämlich dann, wenn sie nicht nur als schwerkranke, sondern gleichzeitig auch als unangenehme Mitmenschen erscheinen. «Wenn man krank ist, viel Mitleid von Angehörigen erfährt und sie ohne Konsequenzen schlecht behandeln darf, kann es vorkommen, dass man die Konfrontation sucht. Wenn man diese nicht findet, lotet man eben seine Grenzen



«Wir müssen das Aushalten von Situationen lernen, um dann auch mal nichts zu tun.»

Claus Maier  
Experte Palliative Care

aus», so Maier, «und in solchen Situationen müssen wir den Patienten einen Spiegel vorhalten.» Es sei immer eine Kunst, die richtige Balance zwischen Nähe und Distanz zu finden. «Schliesslich suchen die hier eintretenden Menschen keine Freunde, sondern professionelle Unterstützung.»

## Verarbeiten innerhalb des Teams

Nebst Patientinnen und Patienten sowie ihren Angehörigen ist für die Mitarbeitenden auch das eigene Team ein wichtiger Gesprächspartner. Mit jedem Schichtwechsel beispielsweise erfolgt eine mündliche Übergabe, bei der über das kürzlich Geschehene informiert wird. Diese Übergabe muss nahtlos funktionieren – es gäbe nämlich nichts Schlimmeres, als wenn sich die Patienten ständig wiederholen müssen. Pflegefachfrau Claudia Eder zeigt sich daneben auch erleichtert darüber, dass im Notfall stets jemand zumindest telefonisch erreichbar ist, um eine Zweitmeinung einzuholen. Denn die Verantwortung, die sie während ihrer Arbeit in einem Zweier-Team übernimmt, ist enorm.

Manchmal allerdings verwischt die Trennlinie zwischen beruflichen und privaten Gesprächen. Zum Beispiel dann, wenn das Team über Ereignisse oder Erlebnisse spricht, die unter die Haut gehen. Ich selber durfte einen kleinen Teil der insgesamt 14 Hospiz-Mitarbeitenden kennenlernen, was ausgereicht hat, um eine gute Vorstellung der Dynamik innerhalb der gesamten Belegschaft zu bekommen. Claudia bestätigt mich denn auch darin: «Wir sind ein wirklich tolles Team, in dem jede und jeder Einzelne wichtig ist – nur deshalb können wir unsere Arbeit so machen, wie wir sie machen, und dabei gesund bleiben.» Dank den Gesprächen im Team findet auch bereits ein Grossteil des Verarbeitungsprozesses noch im Hospiz-Umfeld statt, was der Pflegefachfrau ausserdem dabei hilft, «immer mit einem guten Gefühl nach Hause zu gehen.»

## Würdevoll Abschied nehmen

Bevor sie das jedoch heute Abend tun kann, wartet sie auf Stationsleiter Stefan Sperr. Der kürzliche Todesfall bedarf wahrscheinlich eines längeren Gesprächs. Stefan erscheint ein paar Mi-



«Der Tod bedeutet hier im Hospiz manchmal auch einfach nur Arbeit.»

Stefan Sperr  
Stationsleiter

nuten zu früh zu seiner Nachtschicht. «Da bin ich nun selber schuld, jetzt muss ich gleich mithelfen», sagt er in seiner lockeren Art – und betritt gemeinsam mit Claudia Zimmer 5, um die kürzlich Verstorbene schön herzurichten und ihr die Kleidungsstücke und Accessoires anzuziehen, die sie sich selbst für diesen Moment ausgesucht hat.

Nicht, dass Stefan unsensibel wäre. Aber als er sich danach ans Telefon setzt und den diensthabenden Arzt im Spital Grabs sowie den Bestatter informiert, verstehe ich endlich, was er damit meinte, dass der Tod hier im Hospiz eben manchmal auch einfach nur Arbeit bedeute. Die Organisation und Koordination gehört ebenso dazu wie in einem gewöhnlichen Bürojob.

Dennoch: Feingefühl, Toleranz und Geduld sind Eigenschaften, die jeder Einzelne der Mitarbeitenden im Hospiz im Werdenberg mitbringt. Und wohl an wenigen anderen Arbeitsplätzen kann in einem Zimmer herzlich gelacht werden, während in einem anderen herzzerreissend geweint wird. Auf der Abteilung werden die pflegerischen Massnahmen auf ein Minimum beschränkt, Fixpunkte in den Arbeitsabläufen gibt es relativ wenige. Viel mehr liegt der Fokus auf dem eigenen inneren Rhythmus der Patienten, die hier das grösstmögliche Mass an Freiraum erhalten – bis sie schliesslich in aller Ruhe mit dem Leben abschliessen und würdevoll Abschied nehmen können.

## Sechs Fragen an ...

# Claudia Eder

Pflegefachfrau  
Hospiz im  
Werdenberg,  
Grabs



**1 Was waren deine Beweggründe, die Stelle als Pflegefachfrau im Hospiz im Werdenberg anzutreten?** Ich bin seit über 30 Jahren in der Pflege tätig, weil ich mit Menschen zusammenarbeiten und sie würdevoll begleiten möchte. Durch sich verändernde Faktoren wie Personalmangel oder Kosteneffizienz hatte ich irgendwann keine Zeit mehr am Patientenbett. Das war nicht mehr der Beruf, den ich erlernt hatte – und das hat mich zunehmend ausgelaut. Dann bin ich auf das Hospiz im Werdenberg aufmerksam geworden – die Palliativpflege hatte mich schon immer interessiert und nach dem Probearbeiten war mir sofort klar: Hier möchte ich arbeiten. Hier steht der Mensch wieder im Zentrum.

**2 Was siehst du als grösste Herausforderung in deiner täglichen Arbeit?** Situationen zusammen mit den Patienten und ihren Angehörigen auszuhalten sowie jede Patientensituation in ihrer Komplexität kompetent zu begleiten.

**3 Erinnerst du dich an einen besonders schönen Moment im Hospiz?** Die schönsten Momente sind immer die, wenn Patienten mit Vorurteilen und Widerstand eintreten, merken, dass es hier um die Essenz des Lebens und nicht ums Sterben geht und dann mit einem Lächeln sagen: «Hier ist es ja gar nicht so schlimm, wäre ich doch nur früher gekommen.»

**4 Wie hat sich deine persönliche Einstellung verändert, seit du hier arbeitest?** Vor allem ist mir nochmals stärker bewusst geworden, wie endlich das Leben ist und dass man nichts aufschieben kann. Und ich rege mich nicht mehr über Kleinigkeiten auf, wie wenn meine Brotsorte gerade ausverkauft ist – dann nehme ich eben eine andere.

**5 Hast du selbst Angst vor dem Sterben?** Alleine schon durch unsere tägliche Arbeit ist die eigene Endlichkeit immer präsent. Diese Allgegenwärtigkeit des Todes und das Akzeptieren der Tatsache, dass der Tod zum Leben gehört und wir seinen Zeitpunkt nicht selbst bestimmen können, haben mir die Angst vor dem Sterben genommen.

**6 Was bedeutet Schicksal für dich – und kann man sich darauf vorbereiten?** Schicksal bedeutet für mich all das, was uns im Leben begegnet und nur bedingt beeinflussbar ist. Deshalb ist es wichtig, ein gutes soziales Netz zu haben, das einen trägt. Auch die eigene Resilienz spielt eine Rolle, denn jeder Mensch geht anders mit seinem Schicksal um: Manche verlieren sich in der Verzweiflung, andere nehmen es einfach hin und wieder andere treten in den Aktionismus. Wir können schlimme Dinge nicht verhindern. Aber im Hospiz können wir unser Bestmögliches tun, um vom Schicksal getroffene Menschen zu begleiten und unterstützen.

Die Fragen stellte Nadine Bantli.